

## **Zur Geschichte der Sinologie im deutschsprachigen Raum** von Hartmut Walravens

Bei der Gründung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1845 waren zwei Vertreter der Sinologie und Zentralasienwissenschaften beteiligt, Carl Friedrich Neumann und Hans Conon von der Gabelentz, die in der Folge auch in der Zeitschrift der Gesellschaft publizierten, wie sie auch bereits bei der Vorgängerin, *der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*, Pate gestanden hatten. In der Folge entwickelte sich die Sinologie zu einer bedeutenden Sektion innerhalb der DMG, wenn auch mit einem Zeitverzug gegenüber den älteren etablierten Fächern. Hier sind besonders die Namen Erich Haenisch, Werner Eichhorn, Wolfgang Bauer, Günther Debon und Herbert Franke, der 1965 bis 1971 1. Vorsitzender der DMG war, zu nennen. So wird im Folgenden ein Überblick über die Entwicklung des Faches gegeben, wobei es manche Berührungspunkte mit der DMG gibt, auch wenn sie aus Raumgründen nicht detailliert angesprochen sind.

Nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostasien bildeten sich im 17. und 18. Jahrhundert die Anfänge einer Chinawissenschaft heraus, die heute vielfach Protosinologie genannt wird. Obwohl Deutschland wenig direkten Kontakt zu China hatte, gab es doch eine intensive Beschäftigung insbesondere mit der chinesischen Sprache und Schrift sowie der chinesischen Geschichte. Ein Beitrag des Tiroler Jesuitenmissionars MARTIN MARTINI S.J. (1614–1661, aus Trient) ist hier von großer Bedeutung – er übersetzte nämlich eine chinesische Darstellung zur chinesischen Frühgeschichte, *Sinicae historiae decas prima* (Monachii 1658), eigentlich gedacht als Hintergrundmaterial zu seinem hervorragenden *Novus Atlas sinensis* (Amsterdam 1655). Diese den Originaltexten entsprechende recht trockene Präsentation erregte in Europa Aufsehen, denn ein Teil der beschriebenen Ereignisse schien sich vor dem nach der Bibel berechneten Datum der Sintflut abgespielt zu haben. Über hundert Jahre währte ein Gelehrtenstreit mit immer neuen Kalkulationen und Mutmaßungen, bis die Aufklärung das auf der biblischen Offenbarung gegründete Weltbild allmählich ablöste. *Das Chinahandbuch* des 17. Jahrhunderts stammte von ATHANASIUS KIRCHER (1602–1680), einem in Rom lehrenden Fuldaer Jesuiten mit guten Chinabeziehungen: *China illustrata* (Amstelodami 1667); das Werk ist gut illustriert, bringt u.a. eine Reproduktion, Umschrift und Übersetzung der nestorianischen Inschrift von Xian (781), einen chinesischen Katechismus 天主聖教約言 von João Soeiro S.J., und viel landeskundliche Information. Dieses Handbuch war den beiden ersten Berliner Chinakundigen, dem Theologen ANDREAS MÜLLER (?1630–1694) und dem Arzt CHRISTIAN MENTZEL (1622–1701), die sukzessive dem Großen Kurfürsten als Chinabibliothekare dienten, eine wichtige Basis für weitere Arbeiten. Müller sammelte für den Herrscher eine chinesische Bibliothek, deren Katalog 1683 als erster seiner Art veröffentlicht wurde (*Catalogus librorum sinicorum Bibliothecae electoralis Brandenburgicae*. Cölln 1783. 2 Teile); so hat die Kurfürstliche (später Königliche) Bibliothek (heute Staatsbibliothek zu Berlin) schon früh eine führende Rolle in der Vermittlung sinologischen Wissens übernommen. Der Kurfürst plante nämlich, sich am gewinnbringenden Ostasienhandel zu beteiligen, wofür solide landeskundliche und Produktinformation von Wichtigkeit war, am besten aus den Quellen selbst geschöpft. Müller veröffentlichte kleinere Forschungsarbeiten, fertigte einen Satz chinesischer Drucktypen an und pries seine *Clavis sinica* an, einen Schlüssel zur chinesischen Sprache und Schrift, der sich jedoch nicht erhalten hat. Mentzel begann mit seinen China-Studien, als er schon sechzig Jahre alt war, und so konnte man keine spektakulären Ergebnisse erwarten. Er veröffentlichte ein kleines Wörterbuch *Sylloge minutiarum lexicis latino-sinico-characteristici* (Norimbergae 1685), begann die Zusammenstellung eines großen chinesischen Wörterbuchs, von dem sich mehrere Foliobände erhalten haben, und beschaffte durch seine weltweiten wissenschaftlichen Beziehungen weitere chinesische Bücher für die Bibliothek.

Der Königsberger Gottlieb SIEGFRIED BAYER (1694–1738), der dann an der Petersburger Akademie der Wissenschaften wirkte, stellte ein für die Zeit wichtiges Handbuch zur chinesischen Sprache zusammen, das er *Museum sinicum* (Petropoli 1730. 2 Bände) nannte; den größten Teil bildet ein Wörterbuch, wobei die Schriftzeichen auf Tafeln graviert sind; neben einigen Materialien von Müller und Mentzel, Informationen aus Briefen des Jesuiten Philippe Couplet (1623–1693) sowie Grundlagen einer chinesischen Grammatik ist die lange Einleitung von Bedeutung, da sie eine recht genaue Darstellung der sinologischen Bemühungen bis zu Bayer selbst bietet. Von Chinamissionaren sei noch FLORIAN BAHR S. J. (1706–1771) genannt, dem wir ein erstes deutsch-chinesisches Vokabular verdanken, das wohl für das kaiserliche Dolmetscheramt in Peking bestimmt war. Erwähnung verdienen außerdem noch der Philosoph und Mathematiker GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ (1646–1718), der mit seinen *Novissima Sinica* (Hannover 1699) die Chinainteressen förderte, und der Nürnberger Zollamtmann und Polyhistor CHRISTOPH GOTTLIEB VON MURR (1733–1811), der Leibnizens Ideen folgend das Chinesische als Universalsprache (eher als *Universalschrift*) vorschlug (Etwas von meinem Versuche, die sinesischen Charaktere zur Universalsprache gebrauchen. *Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur* 4.1777, 151–211); in der Tat lassen sich die chinesischen Zeichen unabhängig von der Aussprache lesen und verstehen, wodurch die chinesische Schrift ja Jahrhunderte lang ein einigendes Band zwischen den vielen chinesischen Dialekten und Regionalsprachen, aber auch dem Japanischen, Koreanischen und Annamitischen darstellte.

Der Beginn der Sinologie als einer kritischen Wissenschaft wird traditionell mit der Eröffnung des ersten europäischen Lehrstuhls in Paris und seiner Besetzung mit Jean-Pierre Rémusat (er nannte sich gewöhnlich Abel-Rémusat, 1788–1832) im Jahre 1814 angesetzt. Sein enger Freund und Kollege war der Berliner JULIUS KLAPROTH (1783–1835), Sohn des bekannten Chemikers, der nach Forschungsreisen bis zur chinesischen Grenze und in den Kaukasus im Auftrag der Petersburger Akademie auf Antrag der Brüder Humboldt ein preußisches Stipendium für seine weiteren Forschungen erhielt. Zwar wurde er 1816 zum Professor der asiatischen Sprachen an der Universität Bonn ernannt, doch zog er das metropolitane Leben in Paris mit chinesischen Bücherschätzen, exzellenter Druckerei und zahlreichen Orientalisten der Arbeit in dem Provinzstädtchen vor - mehr als 300 Veröffentlichungen kommen auf sein Konto, dazu über 400 gezeichnete Karten sowie eine Reihe von Manuskripten. Sein Arbeitsschwerpunkt war Geschichte und Geographie Ost- und Zentralasiens. Seine Publikationen erschienen meist auf Französisch; zahlreiche Aufsätze sind gesammelt in *Mémoires relatifs à l'Asie* (Paris 1824–1826. 3 Bde); darüber hinaus seien hier nur genannt das *Verzeichniß der chinesischen und mandshuischen Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin* (Paris 1822), das *Magasin asiatique* (Paris 1825–26. 2 Bde), eine *Chrestomathie mandchoue* (Paris 1828) sowie ein *Supplément au Dictionnaire chinois-latin du Père Basile de Glemona* (Paris 1819), letzteres, wie auch der Bibliothekskatalog, auf königlich-preußische Anordnung gedruckt. Klaproth war außerdem als strenger Kritiker gefürchtet. Zusammen mit Rémusat gehörte er zu den treibenden Kräften bei der Gründung der Société asiatique und der nachfolgenden Veröffentlichung des *Journal asiatique*. Die Asiatische Gesellschaft wie die Zeitschrift waren ein Vorbild für die deutschen Orientalisten und führten 1845 zur Gründung der DMG.

Rémusat hatte eine Reihe deutscher Schüler, von denen zwei für die Entwicklung der Disziplin in Deutschland von Bedeutung waren: HEINRICH KURZ (1805–1873) und KARL FRIEDRICH NEUMANN (1798–1870). Kurz war recht vielversprechend – seine kleineren Arbeiten und Übersetzungen sind von guter Qualität, und in seiner bayrischen Heimat, an der Universität München, bot er chinesische Lehrveranstaltungen an. Zugleich arbeitete er als

Journalist und Herausgeber einer Zeitung, was ihn wegen seiner liberalen Gesinnung bald mit der Justiz in Konflikt brachte. Nach einem Gefängnisaufenthalt zog er die Emigration in die Schweiz vor, wo er sich den neuen Verhältnissen anpaßte und ein geachteter Germanist wurde. Als einzige größere sinologische Publikation verdanken wir ihm die deutsche Übersetzung des *Huajianji*, „Das Blumenblatt“ (St. Gallen 1836). Neumann kam über die Altphilologie und das Armenische zur Sinologie. 1830 unternahm er eine Reise nach Canton, von wo er eine umfassende chinesische Büchersammlung mitbrachte, die teils von der Königlichen Bibliothek Berlin und zum größeren Teil von der Hofbibliothek in München übernommen wurde. München war jedoch zu keiner Zahlung bereit, sondern ernannte den jungen Gelehrten zum Professor der chinesischen und armenischen Sprache sowie Kustos der chinesischen Sammlungen. Neumann war weniger Philologe als Historiker, und seinen größten Erfolg hatte er mit seinen Vorlesungen zur modernen Geschichte. Wenn sich Neumann bei der Bewegung von 1848 auch zurückhielt, so ereilte ihn das Schicksal doch – 1852 wurde er von der Universität „quiesziert“ (offiziell aus „administrativen Gründen“) und seiner Einkünfte beraubt; so mußte er in der Folge um seinen Lebensunterhalt schreiben, vielfach für die Cottaschen und Brockhauschen Journale. Viele seiner Aufsätze befassen sich mit China. An größeren Arbeiten verdanken wir ihm: *The Catechism of the Shamans* (London 1831), *Asiatische Studien* (Leipzig 1837), *Die Reisen des Venezianers Marco Polo* (Leipzig 1845), *Geschichte des englisch-chinesischen Krieges* (Leipzig 1855), die Bearbeitung von *Gützlaffs Geschichte des chinesischen Reiches* (Stuttgart, Tübingen 1847), *Geschichte des englischen Reiches in Asien* (Leipzig 1857) und *Ostasiatische Geschichte vom ersten englisch-chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking* (Leipzig 1861). Einer von Neumanns Korrespondenten war der vielseitige pommersche Missionar KARL FRIEDRICH AUGUST GÜTZLAFF (1803–1851), der es vom Sattlerlehrling zum Chinamissionar und Chinesischen Sekretär der Verwaltung von Hong Kong brachte. Er beherrschte das Chinesische vorzüglich, verfaßte eine Fülle von Traktaten wie auch Lehrmaterial auf Chinesisch, gehörte zum Kreis der bedeutenden Bibelübersetzer, missionierte im Stil der modernen Evangelisten als „Platzregen Gottes“ und schrieb auch für das westliche Publikum, so *China opened* (London 1838. 2 Bde), *A sketch of Chinese history* (London 1834. 2 Bde.), *Gaihan's (Karl Gützlaffs) Chinesische Berichte* (Cassel 1850), *Journal of three voyages along the coast of China* (London 1834), *Das Leben des Kaisers Taokuang* (Leipzig 1852) und *The medical art amongst the Chinese* (London 1837). Für die Sinologie sind neben den zeithistorischen Arbeiten eine Reihe von Aufsätzen zur chinesischen Literatur in der *Zeitschrift Chinese Repository* von Interesse, die vielfach ohne Verfasserangabe erschienen („by a correspondent“).

Wie Kurz und Neumann hätte auch WILHELM SCHOTT (1802–1889) gern in Paris studiert, aber er war ganz mittellos, und obwohl er sich in Halle für Orientalistik habilitierte und später, nachdem er mehrere Jahre zwei Chinesen betreut hatte, sich in Berlin für Sinologie habilitierte, lebte er gewissermaßen von der Hand in den Mund, bis er nach dem Tod des Astronomen Ludwig Ideler (1838) eine bescheidene Planstelle bei der Berliner Akademie erhielt. Infolge eines Verrisses durch Klaproth gelang es ihm zeitlebens nicht, an der Universität einen Lehrstuhl zu bekommen. So schrieb er ständig, einesteils weil er die wissenschaftliche Arbeit liebte, andererseits zum notwendigen Broterwerb. Die meisten seiner Beiträge sind in den Publikationen der Berliner Akademie, Lehmanns *Magazin für die Literatur des Auslandes* und Ermans *Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland* erschienen. Neben den ostasiatischen Sprachen vertrat Schott auch die finnougri-schen Sprachen, und zu seinen Hauptwerken gehören seine *Altai-schen Studien* (5 Hefte), in denen er die altaische Theorie unterstützt. Als Sinologe verdanken wir ihm ein Chinesisches Vokabular (*Vocabularium sinicum*. Berolini 1844), das eigentlich aus einer Bearbeitung eines chinesischen Typenschatzes für die Akademie entstand – kurzerhand setzte er dem Abdruck

jeder Type auch Aussprache und Bedeutung bei; eine *Chinesische Sprachlehre* (Berlin 1857) ist die erste ihrer Art in Deutschland, die diesen Namen verdient, ohne damit Stephan Endlichers Pionierarbeit schmälern zu wollen; *Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur* (Berlin 1854); *Skizze zu einer Topographie der Producte des chinesischen Reichs* (Berlin 1844) und nicht zuletzt eine Fortsetzung des Katalogs von Klaproth: *Verzeichniß der chinesischen und mandschu-tungusischen Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin* (Berlin 1840). Dazu kommen eine Fülle von Beiträgen zur Geschichte Chinas und Ostasiens und über eine Vielzahl von Sprachen. Für Schotts Arbeiten war es entscheidend, daß er schon früh mit den Beständen der Königlichen Bibliothek arbeiten konnte, und daraus sind viele seiner Arbeiten entstanden. Er war wohl der erste deutsche Sinologe, der eine prononciert linguistische Ausrichtung hatte, ohne dabei die Literatur, Geschichte, Religion usw. zu vergessen. Bis heute sind viele seiner Arbeiten anregend. Es sei nur daran erinnert, daß er als erster mehrere Kapitel aus einer Ming-Ausgabe des *Shuihuzhuan* („Die Räuber vom Liang-Schan-Moor») übersetzte, als der Roman in Europa fast noch unbekannt war. Mit sicherem Instinkt wählte er just die Kapitel, aus denen dann der bekannte Roman *Jin Ping Mei* entstand. Überdies ist zu bedenken, daß die Ming-Ausgaben der großen chinesischen Romane erst nach dem 2. Weltkrieg in den Blickpunkt der westlichen Sinologie kamen. In Hinsicht auf die sprachwissenschaftliche Ausrichtung schließt sich das Werk von GEORG VON DER GABELENTZ (1840–1893) hier an; dieser verdankte seine linguistische Bildung allerdings nicht Schott, sondern seinem Vater HANS CONON VON DER GABELENTZ (1807–1874), einem bedeutenden Sprachforscher und pflichtbewußten Staatsmann, der Wesentliches zur Mandschuristik beitrug (die erste wirkliche Grammatik, Altenburg 1833, das erste handliche Wörterbuch, Leipzig 1864) und auch die erste vollständige Übersetzung des *Jin Ping Mei* lieferte (um 1864). Gabelentz jr. studierte Jura und trat in den sächsischen Justizdienst, wurde dann aber 1878 Professor für ostasiatische Sprachen an der Universität Leipzig, wo er Wilhelm Grube zu seinen Schülern zählte. Die Veröffentlichung der *Chinesischen Grammatik* (Leipzig 1881) machte Gabelentz schnell bekannt, und das Werk war bis Mitte des 20. Jahrhunderts Pflichtlektüre. Der kritische Erwin von Zach schätzte die Grammatik sehr und veröffentlichte Ergänzungen dazu. 1889 wurde Gabelentz Ordinarius in Berlin, wo er sich indes mehr auf die Linguistik konzentrierte und sein bedeutendes Werk: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (Leipzig 1891) veröffentlichte. Diese Ausrichtung machte es schwer, den Lehrstuhl sinologisch fortzuführen, so daß eine längere Vakanz eintrat.

Ein weiterer fleißiger und sehr begabter Sinologe war der Hamburger JOHANN HEINRICH PLATH (1801–1874), der sich 1829 in Göttingen habilitierte und dort mit einem hervorragenden und umfassenden Werk zur Geschichte der Mandschudynastie hervortrat (*Geschichte des östlichen Asien. Teil 1. Die Völker der Mandschurey*. Göttingen 1830). Als Historiker hatte sich Plath auf China und das alte Ägypten spezialisiert. Seine Laufbahn kam schnell zu einem Ende: da sich Plath bei den Göttinger Unruhen 1831 einem illegalen Gemeinderat angeschlossen und den Text einer Petition verfaßt hatte, wurde er 1836 zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er 8 Jahre im Zuchthaus Celle abbüßen mußte. Daran zerbrach seine Ehe, und er lebte verbittert weitgehend als Privatier, wurde für kurze Zeit 1848 Reichsbibliothekar in Frankfurt und setzte sich für die Schaffung einer deutschen Nationalbibliothek mit Pflichtexemplar ein, was erst 1912 verwirklicht wurde. Er arbeitete dann an der Münchener Hofbibliothek, beschäftigte sich daneben mit der materiellen Kultur des alten China und mit Konfuzius und seinen Schülern, wobei er die Quellen zugrundelegte. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1860 zu ihrem Mitglied.

In Wien wirkte indes der vielseitige Orientalist AUGUST PFIZMAIER (1808–1887), Sohn eines Karlsbader Gastwirts und ausgebildeter Arzt, der sich über die nächstlichen Sprachen bis zum

Chinesischen und Japanischen vorarbeitete. Obwohl sich Pfizmaier in neuester Zeit einer gewissen Aufmerksamkeit erfreute, darf bezweifelt werden, daß bislang eine gerechte Würdigung dieses fleißigen Übersetzers vorliegt, der viele Bände der Wiener Akademie-schriften füllte. Da Pfizmaier nicht viele chinesische (und japanische) Bücher greifbar hatte, übersetzte er darauf los, ohne sich die Mühe zu machen, irgendwelche Einzelheiten über Autor und Werk zur Erklärung zu geben; viele seine Arbeiten sind vom Originaltext begleitet, so daß man seine originellen Wortschöpfungen besser verstehen kann – so gab er *cishi* 刺史 (Bezirksmandarin) mit „stechender Vermerker“ wieder. Er war von einem Drang zur wörtlichen, möglichst auch den Satzbau reproduzierenden Wiedergabe besessen, was zumeist wenig Verständnis und mehr Spott hervorrief. Pfizmaier übersetzte aus den chinesischen Annalen und aus enzyklopädischen Werken, medizinische Arbeiten wie auch schöne Literatur. Zu seiner Zeit übte er wenig Außenwirkung aus – weder für die Wissenschaft noch für ein gebildetes breiteres Publikum.

Ein bedeutender Sinologe und Linguist war der aus St. Petersburg stammende WILHELM GRUBE (1855–1908), der bei V. P. Vasil'ev gehört und bei Anton Schiefner gelernt hatte. Er promovierte bei Gabelentz in Leipzig, gab eine Stelle in Petersburg wegen des sich verschärfenden Nationalitätenkonflikts auf und wurde Kustos am Berliner Völkerkundemuseum. Eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung an der Universität erlangte er nicht, obwohl er als Gabelentz-Schüler auch ein guter Linguist war. Bedeutend waren Grubes *Geschichte der chinesischen Litteratur* (Leipzig 1902), die einen gut lesbaren kompetenten Überblick bot, nicht einfach eine Anhäufung von Namen und Titeln, wie auch *Zur Peking-er Volkskunde* (Berlin 1901), eine Arbeit, die eine Fülle von konkreten, gut beschriebenen Details zum Peking-er Volksleben bietet (bis hin zu Stickmustern!). Besonders geschätzt wurde *Zur Sprache und Schrift der Jučen* [der Vorläufer der Mandschus] (Leipzig 1896), eine Pionierarbeit, die bis in die Gegenwart genutzt wird. Seine Übersetzung des klassischen Romans *Fengshen yanyi* 封神演義 hat sein Schüler Herbert Mueller posthum herausgegeben (Leiden 1912). Eine Übersetzung chinesischer Schattenspieltex-te hat Grube nicht mehr fertigstellen können; sie wurde von dem Gesandtschaftsdolmetscher Emil Krebs (1867–1930) abgeschlossen und von Berthold Laufer herausgegeben (München und Leipzig 1915. 2 Bde).

Nur kurz erwähnt seien die Missionare ERNST JOHANN EITEL (1838–1908), aus Eßlingen, und ERNST FABER (1839–1899). Eitel verfaßte ein umfassendes *Chinese dictionary in the Canton dialect* (London 1877) und ein *Hand-Book of Chinese Buddhism, being a Sanskrit-Chinese dictionary with vocabularies of Buddhist terms in Pali, Singhalese, Siamese, Burmese, Tibetan, Mongolian and Japanese* (2nd ed. Tôkyô 1904), das bis heute benutzt wird. 1878 trat Eitel aus dem Missionsdienst aus und war als Schulinspektor und Regierungsberater in Hong Kong tätig. Faber stammte aus Coburg und war in Hong Kong und Shanghai tätig. Er beschäftigte sich besonders mit der alten chinesischen Philosophie, so mit Konfuzius, Mozi 墨子, Mengzi 孟子 und Liezi 列子 (*Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. – Der Naturalismus bei den alten Chinesen oder die sämtlichen Werke des Philosophen Licius: übersetzt und erklärt. – Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius*. Alle: Elberfeld 1877). Bei aller Gelehrsamkeit rügt Alfred Forke an Faber einen engherzigen missionarischen Standpunkt. Da Faber seine letzten Tage in Qingdao verbrachte und Richard Wilhelm dort 1900 seine Tätigkeit aufnahm, so darf man in gewisser Weise das umfassende Übersetzungswerk Wilhelms als eine Fortsetzung der Faberschen Arbeiten sehen – freilich ohne die bemerkte „Engherzigkeit“.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Sinologie in Deutschland im 19. Jahrhundert erweckt den Eindruck, daß man von Glück sagen konnte, unbeschadet durchs Leben zu kommen – in

der Mehrzahl wurde man polizeilich eingezogen und verfolgt (Kurz), ins Zuchthaus gesteckt (Plath), quiesziert (Neumann), die Laufbahn wurde ruiniert (Schott) ...

Zum Ende des 19. Jahrhunderts besserte sich die Lage. ALFRED FORKE (1867–1944) stammte aus Schöningen (Braunschweig) studierte Jura und war im Dolmetscher- und Konsulatsdienst in China. 1903 wurde er Nachfolger seines Lehrers Carl Arendt als Professor am Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin und 1923 Nachfolger Otto Frankes auf dem Hamburger Lehrstuhl, den er bis zu seiner Emeritierung 1934 innehatte. Forkes bedeutendste Leistungen liegen auf dem Gebiet der chinesischen Philosophie – er hat nicht nur Wang Chongs 王充 *Lunheng* 論衡 und Modis 墨翟 Werke (Berlin 1922) übersetzt, sondern auch eine dreibändige *Geschichte der chinesische Philosophie* (Hamburg 1927–1938) erarbeitet, die bis heute Bestand hat, wenn auch gelegentlich der zu westliche Standpunkt des Autors kritisiert wurde. Aus dem Sprachunterricht ist *Yamen und Presse* (Berlin 1911), ein Handbuch der neuen chinesischen Schriftsprache, hervorgegangen, während die *Blüthen chinesischer Dichtung* (Magdeburg 1899) und *Dichtungen der T'ang- und Sung-Zeit* (mit chinesischem Text; Hamburg 1929–30) eine Fülle klassischer Gedichte zugänglich machen, wobei metrische Übersetzung versucht ist, was der philologischen Genauigkeit Schranken setzt. Auch war Forke durch seinen nüchternen Charakter vielleicht nicht eben zu dichterischem Schwung prädestiniert. Aus Forkes Nachlaß hat Martin Gimm drei Bände Übersetzungen chinesischer Singspiele (1978, 1993) herausgegeben.

OTTO FRANKE (1863–1946) stammte aus Gernrode im Harz; er promovierte 1886 in Göttingen in Indologie, wie auch ein Namensvetter, der sich fortan R. Otto Franke nannte. Er trat dann in den deutschen auswärtigen Dienst ein und wechselte später in den chinesischen auswärtigen Dienst. 1909 wurde er auf den gerade begründeten sinologischen Lehrstuhl des Hamburger Kolonialinstituts berufen und wechselte 1923 als Nachfolger de Groot's nach Berlin, wo er bis zu seiner Emeritierung 1931 lehrte. Frankes Hauptwerk ist seine fünfbandige *Geschichte des chinesischen Reiches* (Berlin 1930–1952), die, obwohl aus heutiger Sicht etwas zu konfuzianisch orientiert, ein Standardwerk geworden ist. Zu Frankes frühen Arbeiten gehören eine wertvolle *Beschreibung des Jehol-Gebietes in der Provinz Chihli* (Leipzig 1902), das *Keng Tsch'i T'u* 耕織圖 *Ackerbau und Seidengewinnung in China* (Hamburg 1913), das ein von B. Laufer wiedergefundenes Werk ediert, aber erst den Anfang der Forschungsarbeit darstellt, sowie (gemeinsam mit Laufer) die *Epigraphischen Denkmäler aus China* (Berlin 1914), eine aufwendige Reproduktion von Klosterinschriften aus Peking, Xian und Jehol (Rehe), die wegen des Krieges keine Fortsetzung fand. Franke hat sich stärker als seine Kollegen mit den zeitgenössischen Ereignissen in China befaßt, denen er viele Aufsätze gewidmet hat. Er war als Organisator und Lehrer erfolgreich, und aus seiner Schule sind eine Reihe bedeutender Gelehrter hervorgegangen.

FRIEDRICH HIRTH (1845–1927) stammte aus Thüringen. Nach der Promotion in Altphilologie trat er in den von Robert Hart geleiteten chinesischen Seezolldienst ein, in dem er bis 1895 verblieb. Nach einigen Jahren als Privatgelehrter in München erhielt er 1902 einen Ruf auf den neugegründeten sinologischen Lehrstuhl an der Columbia University (New York), den er bis 1917 innehatte. Hirths Leistungen liegen wesentlich im historischen und kunstgeschichtlichen Bereich. Als Sinologe wurde er bekannt durch *China and the Roman Orient* (Leipzig 1885), worin er die Beziehungen beider Reiche gründlich analysierte. Auch die Übersetzung und Bearbeitung von Zhao Ruguas 趙汝适 *Zhufanzhi* 諸蕃志 (St. Petersburg 1912), einer Beschreibung fremder Länder aus dem Jahre 1225, die er zusammen mit dem amerikanischen Diplomaten W. W. Rockhill unternahm, ist von bleibendem Wert. Sein *Nachwort* zu der von Wilhelm Radloff veröffentlichten alttürkischen Inschrift von Tonjukuk (St. Petersburg 1899) korrelierte dieses historische Denkmal mit chinesischen Geschichtswerken. Die kunsth-

storischen Beiträge mögen teils im Kontext seiner eigenen Kunstsammlung entstanden sein. Sie waren damals ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis chinesischer Kunstwerke, insbesondere der Malerei und des Porzellans, auf Grund chinesischer Quellen, während sein *Textbook of documentary Chinese* (Shanghai 1885–88) zum Standard-Handbuch für die Erlernung des amtlichen chinesischen Stils wurde.

J. J. M. DE GROOT (1854–1921), holländischer Sinologe mit Felderfahrung in Amoy und Niederländisch-Indien, Professor für Ethnographie und dann für Sinologie in Leiden, nahm 1912 einen Ruf auf die erneut errichtete Professur für Sinologie in Berlin an. Er war zu dem Zeitpunkt ein bekannter Gelehrter auf Grund seiner umfangreichen Studien *Jaarlijkse feesten en gebruiken van de Emoy-Chineezzen* (Batavia 1881), *Le Code du Mahayana en Chine* (Amsterdam 1893) sowie der sechs Bände des *Religious system of China* (Leiden 1892–1910). Aus seiner Berliner Zeit, während der er das Sinologische Seminar aufbaute und die durch den Weltkrieg überschattet wurde, sind hervorzuheben: *Universismus, die Grundlage der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas* (Berlin 1918), *Der Thûpa, das heiligste Heiligtum des Buddhismus in China* (Berlin 1919), eine grundlegende Arbeit über die Rolle des Stûpa in China, sowie der beiden Bände *Die Hunnen der vorchristlichen Zeit* sowie *Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit* (Berlin 1921, 1926); die letzteren Veröffentlichungen bringen nicht unbedingt neues Material, doch ist es handlich zusammengefaßt und aufgearbeitet.

Hier seien noch zwei Schüler von de Groot erwähnt, die jedoch beide der engen Definition von Erich Haenisch zufolge nur mit Fragezeichen den Sinologen zuzurechnen wären: ERICH SCHMITT (1893–1955) trat nach einigen Monographien für ein breiteres Publikum mit einem Chinesisch-Lehrbuch (zusammen mit Lou Yi) hervor und verwendete einen längeren Forschungsaufenthalt in China auf die Zusammenstellung eines umfangreichen Wörterbuchs des *Guoyu* 國語 (der Reichssprache); allerdings mußte er das schwere Manuskript bei seiner Repatriierung in Shanghai lassen, und es dürfte kaum noch erhalten sein. Schmitt bekleidete ein Extraordinariat in Bonn und ist sonst mit größeren Arbeiten nicht hervorgetreten. FRANZ KUHN (1884–1961) wurde nach eigenem Bekunden von de Groot des Seminars verwiesen, weil er sich hauptsächlich für *xiaoshuo* 小說 (Romane und Novellen) interessierte, die nach Meinung seines Lehrers kein Gegenstand der Sinologie sein sollten. Nach einem Intermezzo im auswärtigen Dienst entschied sich Kuhn für die Laufbahn eines freien Schriftstellers und war damit sehr erfolgreich, eine größere Anzahl von Titeln wie *Jin Ping Mei* 金瓶梅, *Shuihuzhuan* 水滸傳 sowie den im Westen vorher nicht bekannten erotischen Roman *Rouputuan* 肉蒲團 in gestrafften Bearbeitungen vorzulegen. Beschäftigte sich Kuhn mit der chinesischen Prosa, so konzentrierte sich VINCENZ HUNDHAUSEN (1878–1955) auf die Poesie. Von Hause aus Jurist, kam er geschäftlich nach China, wo er die chinesische Literatur für sich neu entdeckte. Er ließ sich bei Peking auf einem Anwesen, das er Pappelinsel (*yangshudao* 楊樹島) nannte, nieder und dichtete Lyrik und vor allem chinesische Singspiele nach, wobei er sich auf von seinen Schülern (er lehrte Deutsch an der Pekinger Universität) erstellte deutsche Rohübersetzungen stützte. Seine geschmackvoll ausgestatteten Publikationen druckte er teils selbst in einer eigenen Druckerei; für Illustrationen und Anregungen griff er auf seine 12000 Bände umfassende Privatbibliothek zurück. Während des Krieges gab er gar, zusammen mit dem Journalisten Erich Wilberg, eine literarische Monatsschrift, *Die Dschunke*, heraus – 63 Nummern sind erschienen.

Für den Anfang des 20. Jahrhunderts sind besonders zwei bedeutende Sinologen zu nennen:

ERWIN VON ZACH (1872–1942), aus Wien studierte Medizin, fühlte sich aber mehr zu Sprachen hingezogen und hörte Chinesisch in Wien bei Franz Kühnert und Emmanuel Kainz, dann bei Gustaaf Schlegel (1840–1903) in Leiden, überflügelte aber seine Lehrer in kürzester Zeit. Er trat in den österreichisch-ungarischen auswärtigen Dienst ein, wo ARTHUR VON ROSTHORN (1862–1945), nach eigenem Bekunden einziger Schüler des alten James Legge in Oxford, ein tüchtiger Sinologe, dem wir eine Geschichte Chinas und eine Reihe von Aufsätzen, u.a. zu linguistischen Fragen verdanken, sein Vorgesetzter war. Zach erwies sich im Dienst als schwierig, als Sinologe indes genial. Seine Hauptarbeitsgebiete waren Lexikographie und chinesische Literatur. Nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie (1918) trat Zach in den niederländischen Kolonialdienst ein und blieb bis zu seinem Lebensende (sein Internierungsschiff wurde 1942 von Japanern versenkt) auf Java. Wir verdanken Zach eine Reihe von wertvollen Ergänzungen zu Standardwörterbüchern, so zu Giles *Chinese-English dictionary*, Rüdénbergs *Chinesisch-deutschem Wörterbuch*, Palladijs *Kitajskij-russkij slovař*, Zacharovs *Polnyj mańčžursko-russkij slovař* und sogar dem chinesischen Wörterbuch *Ciyuan* 辭源 (1915), daneben auch Ergänzungen zu Gabelentz' *Chinesischer Grammatik*. Andererseits hat er einen großen Teil der chinesischen klassischen Poesie ins Deutsche übersetzt – ohne Lettré und ohne ausreichende Hilfsmittel. Der philologischen Genauigkeit wegen und wohl auch weil ihm die schöpferische poetische Ader fehlte, wählte er die Übertragung in Prosa, wobei er auf Fußnoten verzichtete und notwendige Erläuterungen ggf. in den Text einarbeitete. Diese Methode verteidigte er mit dem Hinweis, er tue dies als Hilfsmittel für Sinologiestudenten; wie dem auch sei, diese umfangreichen Übersetzungen sind ein Schatz für das Verständnis der klassischen Lyrik, aber durchweg in Zeitschriften erschienen, so in *De Chineesche Revue* (Batavia) und dem Gemeindeblättchen der Deutschen, *Deutsche Wacht* (Batavia), und waren für die meisten Sinologen kaum zugänglich. Dank der Initiative von J. R. Hightower sind sorgfältig lektorierte Sammelbände der Han Yu-, Du Fu- sowie *Wenxuan*-Übersetzungen kompiliert worden und nach dem Zweiten Weltkrieg in Harvard erschienen – eine Großtat. Die komplette Übertragung von Li Bos Poetischen Werken erschien erst vor wenigen Jahren bei der Humboldt-Universität Berlin. Zach war ein gefürchteter Kritiker – er rezensierte gern und viel, fand auf Anhieb Übersetzungsfehler und stellte sie heraus; da er dabei kein Blatt vor den Mund nahm, wagten die wenigen europäischen Fachblätter der Zeit nicht, weitere Beiträge Zachs anzunehmen, und so waren auch viele der Besprechungen einem breiteren Kreis unzugänglich; sie sind ebenfalls erst vor einigen Jahren in zwei Bänden gesammelt erschienen.

In freundlichem Kontakt zu Zach stand der Kölner BERTHOLD LAUFER (1874–1934), als Sinologe Schüler von Wilhelm Grube. Er wurde viermal zu Expeditionen nach Nordasien und China entsandt, wobei er große Sammlungen der materiellen Kultur der Tungusen, von China und Japan mit zurückbrachte. Darüber hinaus erwarb er viele Bücher (chinesisch, mongolisch, tibetisch, mandschu und japanisch; heute in Chicago, Washington und New York) und Steinabklatsche (ein Portfolio lamaistischer Epigraphik erschien 1914; ein Katalog erst 1981). Laufer verband auf Grund seiner beruflichen Stellung (Kustos für Ethnologie, Field Museum of Natural History in Chicago) in glücklicher Weise philologische Expertise mit der Bearbeitung von Artefakten. So hat er Übersetzungen aus dem Tibetischen geliefert, Skizzen der mandschurischen und mongolischen Literatur, die auch heute noch von Nutzen sind, Monographien über Jade, Keramik der Han-Zeit, chinesische Malerei, Filz, die Wanderung von Kulturpflanzen ... Letztere hat er in einer Arbeit *Sino-Iranica* auf Grundlage des sprachlichen Befundes und ausgedehnten Quellenstudien dargestellt. Zachs und Laufers Œuvres sind bis heute unentbehrlich.

ERICH HAUER (1878–1936) stammte aus Berlin, studierte Jura und trat 1902 als Dolmetscher in den auswärtigen Dienst ein; nach dem Ersten Weltkrieg studierte er Sinologie, habilitierte



sich 1926 in Berlin und wurde 1930 Extraordinarius für Sinologie. Seine besonderen Leistungen liegen auf dem Gebiet der Qing-Geschichte, wobei ein Hauptwerk seine komplette Übersetzung des *Huang Qing kaiguo fanglue* 皇清開國方略 ist, der offiziellen Darstellung der Frühgeschichte der Mandschu-Dynastie, das des Prix Julien wert gewesen wäre. Hauers zweites Standardwerk ist sein umfassendes *Handwörterbuch der Mandschusprache*, das wegen des Zweiten Weltkrieges erst lange nach seinem Tode gedruckt wurde (Tôkyô 1952–1955; Neuausgabe Wiesbaden 2007).

ERICH HAENISCH (1880–1966) stammte aus Kolberg. Er studierte Sinologie bei Wilhelm Grube und promovierte 1903 mit einer Arbeit über die Redaktion des *Erdeni-yin tobči* (Geschichte der Ostmongolen). Nachdem er mehrere Jahre als Deutschlehrer in Wuchang verbracht hatte, habilitierte er sich 1913 in Berlin bei de Groot; 1925 wurde er Conradys Nachfolger in Leipzig und 1932 O. Frankes Nachfolger in Berlin. Nach Kriegsende lehrte er an der Universität München, wovon er 1952 aus Altersgründen zurücktrat. Haenischs besondere Aufmerksamkeit galt dem Mandschu sowie den «Kolonialsprachen» Mongolisch, Tibetisch und Turki im Kontext der sinologischen Arbeit. Eine seiner bedeutendsten Leistungen ist die Rekonstruktion, Bearbeitung und Übersetzung der *Geheimen Geschichte der Mongolen*. Daneben hat er sich mit den Aktenwerken zu den Kolonialkriegen des Qianlong-Kaisers befaßt (*Die Eroberung von Tibet*. 1911; *Das Goldstromland im chinesisch-tibetischen Grenzgebiete*. 1931; *Die Eroberung des Goldstromlandes in Ost-Tibet*. 1935) und auch etliche der mehrsprachigen kaiserlichen Inschriften nach der Franke/Lauffer-Edition bearbeitet. Sein *Lehrgang der chinesischen Schriftsprache* (Leipzig 1929 ff.) hat Generationen von Sinologiestudenten gedient, die die Texte wohl nicht so kritisch gelesen haben wie später Friedrich Bischoff. Haenisch widmete sich auch den Biographien der Zhou- und Han-Zeit, der konfuzianischen Ethik, wie auch der Geschichte der Mongolen, so den Briefen der Ilchane an König Philipp den Schönen (1949). Eine Reihe klassischer Essays übersetzte er aus der kaiserlichen Anthologie *Guwen yuanjian* 古文淵鑑, wobei er die Mandschuversion jeweils kritisch heranzog. Haenisch hat den Aufbau der Sinologie in Nachkriegsdeutschland maßgeblich beeinflusst, da er politisch nicht belastet und auch nicht «Mitläufer» war.

FERDINAND LESSING (1882–1961) aus Essen arbeitete jahrelang als Sprachlehrer in China, und so erklären sich sein *Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache* (mit Wilhelm Othmer, 1912) und seine Abhandlung über die Partikeln (*xuzi* 虛字; *Vergleich der wichtigsten Formwörter ...* Berlin 1926). Als Teilnehmer der letzten Sven Hedin-Expedition arbeitete er sich in die Rituale des Lamaismus ein und wurde einer der wenigen westlichen Spezialisten. Von seinem auf fünf Bände geplanten Werk über den Pekinger lamaistischen Haupttempel Yonghe gong (*Yung Ho Kung*. Stockholm 1942) erschien leider nur der erste Band. Als Professor an der University of California gab er das Standardwörterbuch des klassischen Mongolisch heraus (*Mongolian-English dictionary*. Berkeley 1960). Von sinologischem Nutzen ist sein Aufsatz *Über die Symbolsprache in der chinesischen Kunst* (Frankfurt 1935). Ein Sammelband *Ritual and symbol* (Taipei 1976) macht eine Reihe wichtiger Aufsätze leichter zugänglich.

Von großer Bedeutung für die Vermittlung chinesischen Geistesguts in Deutschland war RICHARD WILHELM (1873–1930) aus Stuttgart. Er ging als Missionar des Allg. Evang.-Prot. Missionsvereins nach Qingdao, nahm aber dort die Stelle als Marinepfarrer an und konzentrierte sich auf Bildungs- und Übersetzungsarbeit. Durch den "Chinesenkommissar" Wilhelm Schrameier angeregt, nahm sich Wilhelm ein ambitioniertes Übersetzungsprogramm vor, das die wichtigsten chinesischen philosophischen Werke umfaßte: *Lunyu*, *Mengzi*, *Liji*, *Yijing*, *Zhuangzi*, *Liezi ...* Sie sind bis heute in Deutschland die verbreiteten Standardausgaben. In Frankfurt gelang Wilhelm die Gründung des China-Instituts in Verbindung mit der

Universität, und dort entfaltete er mit der Zeitschrift *Sinica*, einer Schausammlung und Veranstaltungen eine eifrige und erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit. Damit einher ging eine emsige Vortrags- und Publikationstätigkeit sowie der Vorlesungsbetrieb an der Universität, wo Wilhelm ein persönliches Ordinariat innehatte.

In Hamburg trat FRITZ JÄGER (1886–1957) aus München 1935 die Nachfolge von Alfred Forke an; ursprünglich Altphilologe, war er Franke-Schüler; er hatte, gestützt durch seinen japanologischen Kollegen Wilhelm Gundert, zeitweise beträchtlichen Einfluß in der Sinologie, da er sich dem Regime gegenüber kooperativ zeigte. Wissenschaftlich befaßte er sich mit dem *Shiji* und der alten Philosophie wie auch dem Ende der Ming-Zeit, publizierte jedoch wenig. Sein wichtigster Schüler war ALFRED HOFFMANN (1911–1997), der vor dem Krieg durch eine Anzahl von Übersetzungen hervortrat, und sich 1952 mit einer exzellenten Studie *Die Lieder des Li Yü* in Marburg habilitierte. In der Folge wurde er Professor in Berlin und Bochum, zog sich jedoch publizistisch auf lexikographische Arbeiten zurück. AUGUST CONRADY (1864–1925) aus Wiesbaden kam von der Indologie und war auf Newâri spezialisiert, habilitierte sich jedoch in Leipzig für ostasiatische Sprachen und wurde 1896 Extraordinarius und 1920 Ordinarius. Seine Stärke lag weniger in gründlicher philologischer Methode als in Ideen und neuen Ansätzen. Zu seinen Schülern zählte EDUARD ERKES (1891–1958) aus Köln, der wegen kommunistischer Gesinnung von den Nazis Berufsverbot erhielt und nach dem Krieg die Sinologie in Leipzig wieder aufbaute. Er spezialisierte sich auf die Kulturgeschichte des alten China (so behandelte er die Nutztiere in einer Reihe von Artikeln) und Paläographie. Ein weiterer Schüler war KARL AUGUST WITTFOGEL (1896–1988) aus Woltersdorf, der sich als sozialistischer Schriftsteller, Wirtschaftshistoriker (kontrovers wurde seine Theorie der asiatischen Produktionsweise diskutiert) und Soziologe profilierte. Als sinologische Leistung sticht *History of Chinese society: Liao* (zusammen mit Fêng Chia-shêng) hervor. In Leipzig war auch der Historiker ANDRÉ WEDEMAYER (1875–1958) aus Bremen tätig, der sich sowohl in die Sinologie wie Japanologie einarbeitete.

OTTO KÜMMEL (1874–1952) aus Blankenese war Kunsthistoriker und Museumsdirektor; er lernte Japanisch und Chinesisch, spezialisierte sich auf Ostasien und erhob die ostasiatische Kunstgeschichte in den Rang einer kritischen Wissenschaft (H. Franke). Er wirkte durch eine Fülle von Publikationen, durch die (Mit)gründung der *Ostasiatischen Zeitschrift* (1912), als Direktor des Berliner Völkerkundemuseums und schließlich als Generaldirektor der Berliner Museen. Als (Honorar-)Professor an der Berliner Universität bildete er eine Reihe fähiger Kunsthistoriker heran, so ANNELIESE BULLING (1900–2004) und ASCHWIN LIPPE (1914–1988).

Ein Pionier der Kunstgeschichte war auch der aus Memel stammende Architekt ERNST BOERSCHMANN (1873–1949), der sich während seiner Arbeit bei der ostasiatischen Besatzungsbrigade für die chinesische Architektur begeisterte. Auf dreijährigen ausgedehnten Forschungsreisen in China noch vor dem Ersten Weltkrieg sammelte er als erster umfassendes baugeschichtliches Material, das zu einer Reihe gewichtiger Publikationen wie *Chinesische Architektur* (1925), *Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen* (3 Bde. Berlin 1911–1931), *Chinesische Baukeramik* (Berlin 1927) und *Baukunst und Landschaft in China* (Berlin 1923) führte. Boerschmann war (Honorar-)Professor an der Technischen Hochschule Berlin und ein Vorkämpfer für ein deutsches Forschungsinstitut in China. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er einige Jahre Verwalter des Hamburger sinologischen Lehrstuhls. Seine umfangreichen Sammlungen sind heute leider zerstreut und sein letztes Buch (*Pagoden* Bd. II) ist bisher unveröffentlicht.

WERNER EICHHORN (1899–1991) aus Theuern (Meiningen) war nach dem Krieg in Großbritannien tätig, wo er an John Lusts *Index sinicus* (Cambridge 1966) mitarbeitete. Er

publizierte u.a. über chinesische Religionen und Kulturgeschichte und war seit 1960 (Honorar-)Professor in Tübingen. GUSTAV HALOUN (1898–1951) aus Pirnitz (Mähren) kam aus der Leipziger Schule; er baute als Privatdozent in Göttingen mit großem Geschick eine exzellente sinologische Bibliothek auf, die leider bei einem Unglück nach Ende des Krieges zerstört wurde. Haloun spezialisierte sich auf alte chinesische Philosophie; er wurde 1938 als Professor nach Cambridge berufen.

Zur Einführung sozialwissenschaftlicher Methoden in die Sinologie haben zwei Schüler Otto Frankes wesentlich beigetragen: Pionier war der aus Budapest stammende STEFAN (ETIENNE) BALAZS (1905–1963), dessen *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der T'ang-Zeit* (seine Dissertation) 1931–1933 in drei Folgen in den *Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen* abgedruckt wurden. Diese Analyse auf der Grundlage von Max Webers Ideen war für die Entwicklung der Sinologie von nachhaltigen Folgen. Balazs' Opposition gegen die Nazis zwang ihn zur Emigration nach Frankreich, wo er erst nach Kriegsende seine sinologische Arbeit wiederaufnehmen konnte und durch die Betreuung des Song-Projekts wiederum dauerhafte Akzente setzte. Auch WOLFRAM EBERHARD (1909–1989), aus Potsdam, verfolgte neue Ansätze: Er erregte Aufsehen durch seine Theorie, daß sich Kulturentwicklung insbesondere bei der Berührung verschiedener Ethnien zeigt. Sein intensives, durch statistisches Material gestütztes intensives Studium von „Lokalkulturen“ (Leiden sowie Peking 1942), der Folklore (*Typen chinesischer Volksmärchen*. Helsinki 1937) und sozialen Entwicklung in China haben ihm einen Namen gemacht. Neben einer vielbeachteten *Geschichte Chinas* (Bern 1948), einer Einführung in die sinologischen Hilfsmittel und Untersuchungen zur Geschichte der Tuoba-Wei (Tabyač) Dynastie (Leiden 1949) verdanken wir ihm auch Studien über Träume und Gefühle sowie das Leben chinesischer Kurtisanen. Sein wohl bekanntestes Buch, *Lexikon chinesischer Symbole* (Köln 1983), ist aus F. Lessings ausführlichem Aufsatz zum Thema entstanden. Eberhard emigrierte 1938 nach Ankara, wo er die Sinologie aufbaute, und ging 1948 nach Berkeley, wo er Professor für Soziologie wurde. WERNER RÜDENBERG (1881–1961) aus Hannover, verbrachte Jahre als Exportkaufmann in Shanghai und empfand den Mangel eines praktischen chinesisch-deutschen Wörterbuchs, und so veröffentlichte er 1924 ein solches, das nicht nur bei Kaufleuten, sondern auch Sinologen und Studenten großen Anklang fand. Es wurde 1936 nachgedruckt (durchgesehen von W. Simon) und nach dem Krieg in erweiterter Form und leider mit einer neuen Umschrift neu bearbeitet. Da der ursprüngliche Autor emigrieren mußte, wurde die Neuausgabe von Hans OTTO HEINRICH STANGE (1903–1978) betreut, ausgerechnet dem prononciertesten NS-Mitläufer unter den deutschen Sinologen.

WALTER SIMON (1893–1981) aus Berlin, war Romanist und schlug die Bibliothekarslaufbahn ein wie sein Vater; doch studierte er zusätzlich Sinologie und folgte seinen an Bernhard Karlgrens Forschungen orientierten sprachwissenschaftlichen Interessen; von besonderer Bedeutung waren seine *Tibetisch-chinesischen Wortgleichungen* (Berlin 1930). Nach seiner erzwungenen Emigration wurde er Professor in London, wo er die Sinologie aufbaute und durch die Publikation zahlreicher Unterrichtsmaterialien förderte. PAUL RATCHNEVSKY (1899–1971), gebürtig aus Tiflis, konzentrierte sich auf die Mongolenzeit; sein Hauptwerk ist *Un Code des Yuan* (Paris 1937–1985. 4 Bde.), eine kommentierte Übersetzung des Gesetzbuches der Yuan-Dynastie. Er war nach dem Zweiten Weltkrieg Dozent in Leipzig und dann Professor in Berlin. Posthum wurde seine Biographie Dschinggis Chans veröffentlicht, die freilich keine neuen Forschungsergebnisse bietet.

WALTER FUCHS (1902–1979), aus Berlin, studierte Sinologie bei O. Franke in Berlin und promovierte über das Turfangebiet (1925). 1926 ging er als Nachfolger F. Lessings als Lektor an die japanische Medizinhochschule nach Mukden, von wo er 1938 als Professor an die

Furen-Universität in Peking wechselte. 1947 repatriiert, lehrte er in Hamburg und München, wurde Kustos am Münchener Völkerkundemuseum, erhielt 1956 einen Ruf an die Freie Universität Berlin und 1960 nach Köln, wo er bis zu seiner Emeritierung verblieb. Fuchs war in seiner Arbeit höchst penibel und legte Wert auf korrekte bibliographische Daten. Sein Hauptgebiet war die Qing-Zeit und dabei auch das Mandschu und mandschurische Bücher, von denen er viele für seine berühmte Peking Bibliothek erworben hatte. Er verfaßte die Standardbibliographie zur Mandschuliteratur (Tôkyô 1936), *Materialien zur Kartographie der Mandju-Zeit* (Peking 1936–1938), gab Grundlegendes zu den Schlachtenbildern der Qianlong-Zeit heraus, analysierte den russisch-chinesischen Vertrag von Nertschinsk von 1689 (Peking 1939/40) und ging in zahlreichen weiteren Beiträgen Einzelfragen nach, stets pointiert und konzise. Von den selbständigen Veröffentlichungen seien noch genannt: *Der Jesuiten-Atlas der Kanghsi-Zeit* (Peking 1943, 2 Bde.: Faksimile sowie ausführliche Studie), *The «Mongol Atlas» of China by Chu Ssu-pen and the Kuang-yü-t'u* (Peking 1946) und *Die Bilder-alben für die Südreisen des Kaisers Kienlung im 18. Jh.* (Wiesbaden 1976: Reproduktion eines kaiserlichen Albums). Praktischen Wert bis heute hat auch sein Katalog *Chinesische und mandjurische Handschriften und seltene Drucke* [in deutschen Sammlungen] (Wiesbaden 1966).

In der Schweiz wurde die Sinologie durch EDUARD HORST VON TSCHARNER (1901–1962) begründet, der 1938 in Berlin mit einer Arbeit über *China in der deutschen Literatur bis zur Klassik* promoviert hatte. Aus Österreich ist der Wiener ERNST SCHWARZ (1916–2003) zu nennen, der 1938 nach Shanghai emigrierte und 1960 zurückkehrte. 1961–1970 lehrte er Chinesisch an der (damals Ostberliner) Humboldt-Universität, anschließend lebte er als freier Übersetzer und Dolmetscher. Er hat zahlreiche Übersetzungen aus der chinesischen Literatur für ein breiteres Publikum veröffentlicht. Der ebenfalls aus Wien gebürtige FRIEDRICH BISCHOFF (1928–2009) studierte Tibetologie und Sinologie in Paris und war dann als Professor in Bloomington, Indiana sowie in Hamburg tätig. Er trat als Interpret chinesischer Poesie hervor, insbesondere in *Interpreting the fu. A study in Chinese literary rhetoric* (Wiesbaden 1976) und *The songs of the Orchis Tower* (Wiesbaden 1985). Dabei verfolgte er speziell die «Obertöne» und Assoziationen bei der Rezeption durch gebildete Chinesen. In ähnlicher Weise hat er die chinesischen Texte zu Haenischs *Lehrgang der chinesischen Schriftsprache* analysiert (*Einführung in die chinesische Schriftsprache*. Wien 1998).

Für die Entwicklung der Sinologie nach dem Zweiten Weltkrieg waren die beiden, nicht miteinander verwandten Sinologen Franke von entscheidender Bedeutung: HERBERT FRANKE (1914–2011) aus Köln, war Jurist und Orientalist, ehe er sich der Sinologie zuwandte. Er wurde Erich Haenischs Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl und bildete eine bedeutende Schule. Er hat sich speziell mit der Mongolenzeit beschäftigt, eine Geschichte Chinas (Frankfurt 1968) und eine maßgebende Übersetzung chinesische Novellen (*Die goldene Truhe*, mit Wolfgang Bauer. München 1959) veröffentlicht; es folgten *Alien regimes and border states, 907–1368* (Cambridge History of China Bd. 6.), Studien zur Jin-Zeit und der Sprache der Jurčen (Aldershot 1997) und zum *Kriegswesen im chinesischen Mittelalter* (Wiesbaden 2003). Franke war ein Gelehrter von großer Vielseitigkeit und bedeutender Arbeitskraft; er fungierte zeitweise auch als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und als Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. WOLFGANG FRANKE (1912–2007), Sohn Otto Frankes, verbrachte die Kriegsjahre in China; 1950 übernahm er den Hamburger Lehrstuhl. Sein Spezialgebiet war die Ming-Zeit, und von seinen grundlegenden Arbeiten ist die *Introduction to the sources of Ming history* (Kuala Lumpur 1968) hervorzuheben. Er beschäftigte sich auch mit dem chinesischen Prüfungssystem, Chinas Beziehungen zum Westen und der chinesische Revolution. Seine wichtigsten Aufsätze sind als *Sino-Malaysiana* zusammengefaßt (Singapore 1989). In seinen späteren Jahren hat

Franke die chinesische Epigraphik in Südostasien in einer Reihe von Monographien dokumentiert, z.B. *Chinese epigraphic materials in Malaysia*. (3 Bde. Kuala Lumpur 1983-87). Auch W. Franke hat durch eine Reihe von Schülern gewirkt, von denen TILEMANN GRIMM (1922–2007) genannt sei, der sich ebenfalls mit der Ming-Zeit sowie dem modernen China befaßte. Er wirkte als Professor in Münster und Tübingen. Frankes Kollege in Hamburg war LIU MAU-TSAI 劉茂才 (1914–2007), der neben Lehrmitteln und Novellenübersetzungen besonders durch zwei größere Studien hervorgetreten ist: *Die chinesischen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'u-küe)*(Wiesbaden 1958) sowie *Kutscha und seine Beziehungen zu China vom 2. Jahrhundert v. bis zum 6. Jahrhundert n. Chr.* (Wiesbaden 1969).

HELLMUT WILHELM (1905–1990), gebürtig aus Qingdao, Sohn Richard Wilhelms, studierte Jura und ging dann nach China, wo er ein umfassendes *Deutsch-chinesisches Wörterbuch* (Shanghai 1945) sowie mehrere anregende Vortragsmmlungen (z.B. *Gesellschaft und Staat in China*. Peking 1944) herausgab. Nach dem Krieg wurde er Professor in Seattle und beschäftigte sich vielfach mit dem *Yijing (Heaven, earth and man in the Book of Changes*. Seattle 1977) sowie der chinesischen Literatur. KARL BÜNGER (1902–1997), gebürtig aus Coswig, spezialisierte sich als Jurist auf China und war Referent am Kaiser-Wilhelm-Institut für internationales Recht. Er verbrachte mehrere Jahre in China und habilitierte sich 1951 in Tübingen für Sinologie. 1960 wurde er Botschafter in Süd-Korea. In zahlreichen Beiträgen behandelte er das chinesische Recht, so in *Beiträge zur Rechtsgeschichte der T'ang-Zeit* (Peking 1946).

GÜNTHER DEBON (1921–2005) stammte aus Hannover, promovierte bei Erich Haenisch und widmete sich der chinesischen Philosophie und Literatur. Zu seinen bekannteren Publikationen gehören *Chinesische Geisteswelt* (Baden-Baden 1957), *Ostasiatische Literaturen* (Hrsg.; Wiesbaden 1984), Laozi: *Daodejing* (Stuttgart 1979, die vielleicht abgewogenste deutsche Übersetzung), mehrere Sammlungen chinesischer Lyrik wie *Mein Haus liegt menschenfern, doch nah den Dingen* (Heidelberg 1988) und mehrere Bände zum Einfluß Chinas auf die deutsche Literatur (wie *China zu Gast in Weimar*. Heidelberg 1994). Er wurde 1968 Professor in Heidelberg, wo er bis zu seiner Emeritierung verblieb. Debon zeichnete sich nicht nur durch gute ostasiatische Sprachkenntnisse, sondern vor allem durch gute deutsche Sprachbeherrschung aus. Auch WOLFGANG BAUER (1930–1997), aus Halle, war ein Haenisch-Schüler. 1996 wurde er Professor in München und Kollege von H. Franke. Neben zahlreichen Aufsätzen stehen etliche hochkarätige Monographien, so *Der chinesische Personennamen* (Wiesbaden 1959), eine Ausgabe des mandschurischen *Chunqiu* (Wiesbaden 1959), die Novellensammlung *Die goldene Truhe* (mit H. Franke. München 1959), *China und die Hoffnung auf Glück. Paradieste, Utopien und Idealvorstellungen in China* (München 1971), *Das Antlitz Chinas. Die autobiographische Selbstdarstellung in der chinesischen Literatur von ihren Anfängen bis heute* (München 1990) sowie *Geschichte der chinesischen Philosophie* (München 2001). Bauer hat in seinen Veröffentlichungen einen besonderen, oft innovativen, das Publikum ansprechenden Ansatz gefunden, wobei ein hoher Qualitätsstandard gewahrt blieb.

ULRICH UNGER (1930–2006) aus Leipzig studierte bei Eduard Erkes und übernahm die Spezialisierung auf Paläographie und das älteste klassische Chinesisch, die Sprache der Bronzeinschriften. Er veröffentlichte ein Lehrbuch und eine Grammatik sowie eine Rhetorik dieser Sprache und zirkulierte eine Art Newsletter an interessierte Kollegen mit dem Titel *Hao-ku 好古*, insgesamt 75 Stück; so konnte er laufend über seine Arbeiten berichten, die wegen der besonderen alten Schriftformen im traditionellen Buchdruck auf besondere Schwierigkeiten stießen. Von 1966 bis 1996 war er Professor in Münster.

ROGER GOEPPER (1925–2011) aus Pforzheim begann seine Karriere am Museum für Völkerkunde in München; er promovierte über den Qing-Maler Tangdai 唐岱; in der Folge wurde er Leiter der ostasiatischen Kunstsammlung in Berlin und dann 1966–1989 Direktor des Museums für Ostasiatische Kunst in Köln und Professor an der Universität. Neben einer großen Zahl von Ausstellungskatalogen veröffentlichte er *Vom Wesen chinesischer Malerei* (München 1962), *Das alte China* (Hrsg.; München 1988), *Kunst und Kunsthandwerk Ostasiens* (München 1968), *Shu-p'u. Der Traktat zur Schriftkunst des Sun Kuo-T'ing* (Wiesbaden 1974).

HELMUT MARTIN (1940–1999), aus Kassel, war ein bedeutender Manager der Chinawissenschaften, der durch Publikationen, Editionen, Veranstaltungen, Projekte und eine Fülle anderer Aktivitäten wirkte. Er rief das Richard Wilhelm-Übersetzungszentrum als Landesinstitut ins Leben, gab die *Chinathemen* und die *Edition Cathay* sowie die gesammelten Werke von Li Yu und Mao Zedong heraus und engagierte sich besonders für die Literatur Taiwans. Sprach man ihn auf diese Disparität an, so antwortete er gleichmütig und pragmatisch: Ich liefere, was finanziert wird. Martin war ein hochbegabter Sinologe, und seine Heidelberger Dissertation (*Li Liweng über das Theater*. Heidelberg 1966) beweist es zur Evidenz. Er hätte noch mehr Spitzenleistungen liefern können, aber man wünschte anderes von ihm.

Diese kurzen Charakteristiken von Sinologen und ihren Werken können eine Geschichte der Disziplin nicht ersetzen und nur Andeutungen geben, wo fundierte Information gewünscht wäre.

### Zeitschriften

Für die deutschsprachige Sinologie wichtige Zeitschriften: Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (1837–1850), Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (1847–), Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen (1898–1939), Asia Major (1924–1944), Ostasiatische Zeitschrift (1912–), Ostasiatische Rundschau (1920–1944), Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung (1978–), Asiatische Studien (1947–), Monumenta serica (1935–), Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (1887–), Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (1926–), Zentralasiatische Studien (1967–).

### Universitäten

Die universitäre Sinologie hätte 1816 mit der Schaffung des Bonner Lehrstuhls einen Anfang nehmen können; da Klaproth jedoch nach Paris ging, kam es erst 1833 in München zu einer Professur für chinesische und armenische Sprache, die 1852 mit der Quieszierung des Stelleninhabers kassiert wurde. 1876 wurde eine Professur am Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin für den praktischen Sprachunterricht eingerichtet. 1889 wurde dann für Georg von der Gabelentz ein Lehrstuhl an der Berliner Universität geschaffen; nach seinem Tode 1893 blieb der Lehrstuhl bis 1912 unbesetzt, als J. J. M. de Groot berufen wurde. 1909 wurde am Hamburgischen Kolonialinstitut ein Ordinariat für Sinologie eingerichtet und mit Otto Franke besetzt, und in Leipzig wurde August Conrady 1920 zum Ordinarius ernannt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Situation, und viele größere Universitäten errichteten Ordinariate.

## Museen

Bedeutende museale Sammlungen befinden sich u.a. in Berlin (Museum für asiatische Kunst, Ethnologisches Museum), München (Museum für Völkerkunde), Hamburg (Museum für Kunst und Gewerbe, Museum für Völkerkunde), Köln (Museum für ostasiatische Kunst), Zürich (Museum Rietberg), Stuttgart (Linden-Museum), Wien (Museum für Völkerkunde).

## Bibliotheken

Schwerpunkte der Literaturversorgung sind die Universalbibliotheken in Berlin und München sowie die Institutsbibliotheken in Heidelberg und Hamburg.